

# Der Sonntagsgast.

Beilage zur „Bloomfield Germania“.

## Einem jungen Mädchen.

Von Roland Abramson.  
In all den Jahren, die ich dich gekannt,  
Sag' ich dich niemals ernsthaft trüblich  
blauen;  
Denn dich umgibt ein frohliches  
Sonnenschein.  
Und dich umflutet frohe, leise Lieder,  
Und selbst das Mühsal, jedes Lieber-  
müt.  
Das nichtig schief die hinterm Ohr  
steht,  
Es steht dir gut.  
O halte fest die holden Lebensgüter,  
Die köstlicher als Gold und Edelstein:  
Den frischen Mut, das fröhliche Ver-  
trauen,  
Den Schmelz des Lächelns, das dir nichts ge-  
schadet!  
Bemühe sie auf deinem Lebenspfad,  
Der aufwärts führt zu stolzer, reiner  
Höh'.  
Und komm das Schicksal einst auch dir  
entgegen,  
Sieht über dir des Frohsinns Kronen-  
schrein.  
Und dir im Aug' das lede Schmelz-  
lächeln.  
So hält es ein... und lächelt wohl ein  
wenig.  
Und statt des Leides, das dir zugeht,  
Wirft's dir entgegen wie in neckischem  
Spiel  
Des Glüdes wundervolle, rote Rose.

## Die goldene Krücke.

Von Leon Lafage.  
„Wie dumm“, brummte Pechaulis  
auf sich hin, „wie dumm ich nur  
war!“  
Er war eifrig bestrebt gewesen,  
fünfundzwanzig Louis — seinen gan-  
zen monatlichen Studentenwechsel —  
im Klub zu verlieren. Sobald er um  
die Straßenecke gebogen und sich den  
Portiers, deren bleiernes Pflagma so  
viel Ironie ausdrückte, fern fühlte,  
wagte er seine Taschen zu untersuchen;  
wenn er alle Silber- und Nickel-  
stücke zusammenzählte, so betrugten sie  
zusammen sechs Frank fünfzehn Cen-  
times. Da sah er sich philosophisch  
auf die Terrasse eines Cafés und  
wiederholte unaufhörlich, um seine  
Verirzung abzurufen: „Wie dumm!“  
„Mein Herr“, sagte der Kellner  
mit dem Willkustopfe, „Sie sehen  
doch, daß ich herbeieile, bevor Sie  
geklopft haben.“  
Pechaulis lächelte, aber es war  
wohl nur insinuitiv. Er hatte für  
heute Abend Fräulein Uly, eine klei-  
ne, mit dem Preise ausgezeichnete  
Konservatoristin, nach einem Restau-  
rant der Champs-Élysées zum Diner  
gebeten. Wirklich, er mußte wohl  
dem Spielteufel verfallen gewesen  
sein, daß er eine Stunde lang ver-  
gessen hatte, an sie zu denken. Uly  
war ein hübsches, zierliches, blondes  
Fräulein — eine kleine Meißener  
Nippesfigur vom Montmartre, die er  
nur wenig kannte, aber um so mehr  
liebte. Seit acht Tagen hatte er die-  
sen entscheidenden Abend vorbereitet.  
Man weiß es ja, Krebsfüße und  
Trüffel — das Rote und das  
Schwarze — Sumos auf amerikani-  
sche Art und Selt extra dry — die  
Violinen der Zigeuner, welche diese  
wunderbare Stunde befüllen, und die  
auf dem Tische stehenden Blumen,  
die ihre Blütenblätter wie einen  
Tribut des Glücks verstreuen, lassen  
die Augen der Frauen in Glück und  
Lebensfreude aufleuchten. . . Him-  
mel, wäre das ein vergnügter Abend  
gemorden! Nun blieb ihm nur ein  
verlorenes Paradies. Er konnte  
nichts anderes mehr tun, als Fräu-  
lein Uly telegraphisch irgendeine an-  
nehmbarere Entschuldigung schicken. . .  
Ein plötzlicher Trauersfall war immer  
noch das Wahrscheinlichste. Und dann  
machte es auch einen einfachen und  
betäubenden Eindruck.  
Pechaulis war eben im Begriff,  
mit seinem Stock wütend auf den  
Tisch zu schlagen und ein Rohrpost-  
formular und Schreibzettel zu beor-  
dern, aber er ließ seine Absicht un-  
ausgeführt.  
Was, dachte er, habe ich denn das  
Recht, wie in Lumpenketten zu handeln?  
Worum dachte ich nur?  
Am Ende seines Stockes aus west-  
indischem Holz glänzte eine massive  
goldene Krücke in Form eines De-  
gentopfes, wie man sie bei Hofe trug.  
Sie war das fürstliche Geschenk, das  
eine alte, burchosa nicht zu reiche  
Tante ihm bei Gelegenheit seines glück-  
lich bekannten Doktorates gemacht  
hatte. Und während er die-  
selbige goldene Krücke betrachtete,  
kam ihm eine glänzende Idee. Der  
junge Mann zog ein Zweifeltstück  
aus seiner Tasche, und anstatt ein  
Rohrpostformular zu verlangen, be-  
gabte er, stand auf und hielt ein  
Auto an.  
„Nach dem Pfandhaus!“  
Pechaulis sagte sich: „Was von  
meiner Tante kommt. . . kann auch  
zu ihr zurückkehren.“ Wenn er seinen  
Stock mit der goldenen Krücke  
verlegte, so würde er heute nachmit-  
tag einige Louisd'or in der Tasche  
und Fräulein Uly zum Diner ha-

ben. Und im Augenblick glänzte ihm  
die ganze Straße verheißungsvoll  
entgegen. O lieber Himmel, welch  
eine Fülle von Glückseligkeit doch in  
dem Geschenk einer alten Tante ver-  
borgten sein kann! Dabon hatte er  
damals wahrhaftig keine blasse Ah-  
nung gehabt, als sie ihm den Stock  
überreichte.  
Er trug dieses Glück bis zu dem  
kleinen Saal, der mit Benachrichti-  
gungen und Anschlagzetteln tapeziert  
war und in dem düster schweigende  
Leute warteten. In diesem Publi-  
cum war ebensoviel alltägliche, schlecht  
getheilte Armut wie elegantes Glend  
betreten. Aber alle diese Leute hat-  
ten gefurchte Gesichter und unruhige  
oder traurige Augen. Pechaulis war  
es, als ob er sich verirrt hätte; er  
dachte daran, zu fliehen. Der Ofen,  
der so hoch war, wie ein Pfeiler,  
strömte einen herben Geruch von Koh-  
len und Eisen aus. Ein körperliches  
Mißbehagen überkam den Studenten  
und ließ seine Wangen erbleichen. Er  
hatte sonst keineswegs einen so gro-  
ßen Abscheu gegen Versagლობალით,  
aber diese Armeuleutensphäre be-  
nahm ihm fast den Atem.  
„Sagen Sie sich, mein Herr“, sagte  
ein junges Mädchen an seiner Seite.  
Er gehorchte, lächelte aus Höflich-  
keit und sah ein niedliches, schlaues,  
schwatzhaftes, reizendes Pariser Ge-  
sichtchen neben sich.  
„Sagen Sie, mein Herr“, sagte  
das kleine Fräulein, „man ist sonst  
hier zu beengt. Es riecht schlecht, es  
ist düster, ach, und es dauert so  
lange! Aber nun fühlen Sie sich  
bereits besser, nicht wahr? Es kann  
einem hier wirklich übel zumute wer-  
den, wenn man nicht ganz taub ist.“  
Mir ist es vorhin beinahe ebenso er-  
gangen.  
Pechaulis dankte seiner Nachbarin.  
Es entzündete ihn, auf diesem leucht-  
enden brünetten Anblick den sorglosen,  
jugendlichen Ausdruck zu finden, den  
er so sehr liebte und der ihn stets  
in gute Stimmung versetzte.  
„Dauert das aber lange!“ wieder-  
holte das junge Mädchen.  
„In meiner Heimat“, sagte Pechaulis  
mit leiser Anzüglichkeit, „geht  
die Sage, daß derart ungeliebte  
Leute eilig sind, wie Versprochene.“  
„Und wenn Sie wahr sagen?“  
„So mache ich Ihnen mein Kom-  
pliment, mein Fräulein.“  
Die mit solcher Heiterkeit begon-  
nene Unterhaltung ging bald auf ver-  
trauliche Mittelungen über. Es gibt  
plötzlich erwachende Sympathien,  
die alle Abstände überbrücken.  
Das junge Mädchen hieß Lucie Gam-  
mine und arbeitete in einem großen  
Geschäft des Faubourg Antoine. Ihr  
Bräutigam, seines Zeichens Tischler  
— Kunstschüler, mein Herr! — war  
ein fröhlicher, fröhlicher und sanfter  
Burke. Sie hatte nicht die geringste  
Bange, sie würden schon sehr gut zu-  
sammen leben. Jetzt hatten sie zwar  
erst, um ein Heim zu gründen, die  
fünf Sous aus dem bekannten Liede.  
Aber was tat's, man würde eben  
warten müssen.  
„Das ist sehr schwer, wenn man  
sich liebt“, sagte Pechaulis.  
Sie lachte. Immerhin gab sie zu,  
daß es sie beide ärgerte, sich keine  
richtige Hochzeit erlauben zu können,  
einer jener glücklichen Festtage in Ge-  
sellschaft guter Freunde, an denen  
man die Esel in Robinson bestiegt  
und in poetischen Worten tanzt.  
Doch nun wollte sie ihrem Bräutigam  
eine Überraschung, eine wunderbare  
Überraschung bereiten.  
„Wirklich?“ fragte der Student.  
„Ja, mein Herr. Meine Mutter  
besitzt ein Kleinod, eine sehr teure  
Broche, die schon lange in der Fa-  
mille ist! Aus Gold, mein Herr,  
mit echten Perlen und Brillanten. O,  
sie ist ganz wundervoll, diese Broche,  
sie ist eigentlich eine Art Familien-  
heiligtum, denn Sie können sich wohl  
denken, daß eine derartige Kostbarkeit  
auch nicht im mindesten zu den bür-  
gerlichen Verhältnissen paßt, in denen  
wir leider schon seit Jahren leben.  
Niemand, selbst in den härtesten Win-  
tern, haben wir sie veräußern wollen.  
Und glauben Sie, die Winter hat  
nicht gerade sehr heiter bei uns. Doch  
als meine Mutter mich jetzt so un-  
glücklich sah — denn wir haben den  
Heiligtag hinausgeschoben müssen —  
sagte sie mir: Nimm die Broche  
und verleihe sie, ich könnt sie später  
einlösen.“ Ich habe Mama umarmt,  
und da bin ich nun. Wird mein  
Verlobter aber glücklich sein und auch  
seine Freunde? Man wird mir doch  
mindestens hundert Frank! darauf  
leiden, nicht wahr, mein Herr? Ge-  
ben Sie, ich habe den ganzen Morgen  
damit verbracht, das Gold blank zu  
putzen.“ Und Fräulein Lucie öffnete  
mit großer Ehrfurcht und einer Ver-  
wunderung, die sie ganz ernst machte,  
ein altes ledernes Schmuckkästchen mit  
abgeriebenen Ecken und veralteten

Sammet, auf welchem eine mit klei-  
nen Brillantplättchen besetzte Krone  
leuchtete. Ach, mit dem einzigen  
Blicke schätzte Pechaulis das arme-  
liche Kleinod ab. Diese Broche, die  
sich in der Familie Gammine wie ein  
Schatz weiter vererbte, bestand aus  
Messing, aus lächerlichen Perlen, die  
abbröckelten, und aus gewöhnlichen  
Glaspfittichen. Sie war vielleicht  
einige Sous wert. Um den Studen-  
tenprekäre sich plöglich das Herz zu-  
sammen. Er stellte sich die Enttäu-  
schung dieses armen jungen Mäd-  
chens vor — wie es eben noch so  
glücklich gewesen, daß es das Bedürf-  
nis gehabt hatte, jemanden an seinem  
Glück teilnehmen zu lassen — und  
dann die nüchterne Stimme des Be-  
amten, die man alle zehn Minuten  
nach einem kurzen Gespräch der Wag-  
schale und einem leise geführten Ge-  
spräch vernahm und ihr bei der Rück-  
gabe des wertlosen Schmuckes erklä-  
ren würde: „Darauf kann man nichts  
leihen, mein Fräulein.“ — Er sah  
in Gedanken die Blässe des bestürzten,  
fassunglosen jungen Mädchens. Er  
fühlte alle Enttäuschungen der alten  
Mutter, allen Kummer dieser Bedürf-  
tigen mit den guten Herzen und den  
arbeitsamen Händen im voraus.  
Fräulein Lucie stiedie die Broche in  
das Etui zurück.  
„Meine Mutter“, sagte sie, „hätte  
sie mir gern an meinem Hochzeitstage  
angestrichelt, doch es geht nun einmal  
nicht anders. . . Nicht wahr, mein  
Herr, sie ist wunderbar schön?“  
„Ja, ja, mein Fräulein.“ Aber die  
Tür öffnete sich, und eine neue Grup-  
pe von Glend ward sichtbar. Die  
jungen Leute erhoben sich rasch, um  
ihren Platz in der vor den Schol-  
tern stehenden Reihe zu bewahren.  
Die Tür ging jetzt unaufhörlich mit  
Innendem Geräusch, und Fräulein  
Lucie, die von den Nachkommenden  
gestohrt wurde, befaßte sich über das  
unbequeme Stehen. Da fragte Pechaulis,  
dem plötzlich eine Idee auf-  
tauchte: „Mögen Sie mir Ihr Kleinod  
anvertrauen, Fräulein? Ich werde  
Ihre Nummer nehmen, und Sie kön-  
nen sich wieder hinsetzen. . . Sie  
kommen gerade heran.“ — Vertrau-  
ensvoll händigte sie dem jungen Man-  
ne das Schmuckstück aus und lehrte  
lächelnd auf die Bank zurück, um sich  
in glückliche Träume von ihrem Bräu-  
tigam und von den heiteren Freun-  
den, die man zu dem Feste in Ro-  
binson einladen würde, zu verlie-  
ren.  
„Hier ist Ihre Nummer, mein  
Fräulein“, sagte Pechaulis, indem er  
ihre Nummerkarte reichte, „und in  
diesem Papier ist Ihr Etui: man be-  
hält nur das Schmuckstück. . . Das  
Räthchen ist gut eingewickelt, steden  
Sie es nur in die Tasche, damit Sie  
es nicht unter all diesen Leuten ver-  
lieren. . . Uebrigens wird man Sie  
nicht mehr lange warten lassen.“  
„Danke, mein Herr“, sagte sie, „und  
zur Belohnung habe ich Ihnen auch  
Ihren Platz hier freigehalten.“  
Pechaulis setzte sich in großer Er-  
regung. Seine Augen hasteten auf  
dem Papier, von dem das Etui ein-  
geheilt war, er zitterte davor, daß  
das junge Mädchen es entfaltete;  
denn wenn auch der Student seinen  
Stock mit der goldenen Krücke nicht  
mehr in Händen hielt, so umpann-  
ten dafür Fräulein Lucies Finger,  
ohne es zu wissen, ihr Messing-  
Kleinod mit den falschen Steinen.  
Inzwischen, sie stredte das Papier ruhig  
in die Tasche. Sie warteten, und  
Pechaulis sah Lucie zutraulich wie  
eine Freundin an.  
„63!“ rief plötzlich der Beamte.  
„nochmals 63! Antwortt niemand!“  
Die Nummer ging von Mund zu  
Mund.  
„Aber das ist ja die Ihre, mein  
Fräulein“, sagte plötzlich der junge  
Mann.  
„Bitte, mein Herr!“  
„63! Hundert und achtzig Frank!  
Nehmen Sie an?“  
„Ja, ja!“  
Ob sie annahm! Sie warf einen  
triumphierenden Blick auf Pechaulis.  
Und der junge Mann sah sie mit  
Kopfen dem Herzen leichtfüßig und  
lachend in der Menge verschwinden.  
Wald entdeckte er sie wieder vorn am  
Schalter, wie sie glückselig einen  
Louisd'or nach dem anderen, den der  
Beamte aus dem Tische klugend lieh,  
in Empfang nahm. Da entschloß  
Pechaulis und murmelte: „Hundert  
und achtzig Frank! Die Tante hat  
ihre Sache gut gemacht.“ Und da es  
schon spät war, so eilte er nach dem  
nächsten Postamt, um seiner kleinen  
Konservatoristin einen verzweifelt  
Rohrpostbrief zu schicken.  
— Angewandte Reden.  
— Frau: Weist du es schon?  
Unter Quarkart ist tot.  
Mann: Sticht du, was andere  
eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

## Das Wunderkind.

Eine Skizze von Hans Herbert Ulrich.  
Die letzten schritten Laute einer zu  
Ende gehenden Burleske verhallten im  
pumpen Weisheit des dichtgedrängt  
liegenden Publikums. Der Vorhang  
fiel rasch und ließ halb die verben  
Scherze der Organtrier vergessen.  
Aus einer wilden Marschmelodie  
sprang das Variété-Orchester in ein  
Menuett um, das in seiner Reinheit  
in diesem hallenartigen Raum, ange-  
füllt von Bier- und Tabakdunst, seltsam  
fremd anmutete. Laute Stim-  
men, Lachen und das Geräusch rüden-  
der Stühle dampfte sich zu einem  
Murmeln herab. Noch immer war  
der Vorhang geschlossen, Finsternis  
füllte den Zuschauerraum.  
Bald darauf brach die zärtliche Me-  
lodie ab. Ein Herr im Frack trat vor  
die Rampe. Im eigenen Interesse  
des Publikums hat nochmals  
Ruhe für die bevorstehende künstleri-  
sche Leistung.  
Von neuem setzte die Kapelle ein.  
Ein Rotolied. Der Vorhang hob  
sich rasch. In hellstem Lichte strahlte  
die Bühne. Nur ein schwerer Teppich,  
auf dem ein Ledersessel stand, war  
sichtbar. Im Zuschauerraum lautlos  
Stille. Da kam das Wunderkind  
Andrea. Es trug den handgeschmied-  
ten Vordenpost so stolz, als sähe ein  
Königlein darauf. Das weiße, kurze  
Kleidchen spitzig gesäumt, unter dem  
zierlichen, goldfädenumwundenen  
Kinderarm die Geige.  
War es der Kontrast zur vorigen  
Attraktion des Variétéprogramms,  
war es Anbacht, Ehrfurcht, war es  
Verwunderung über so viel junge  
Schönheit? — Keine Hand hob sich  
zum Beifall, als ein leichtes Reigen  
des zierlich klugen Mädchenkopfes aus  
dem hellen Kampenlicht in das Dunkel  
des Zuschauerraumes hineingrührte.  
Es war wie Anbacht, was nun die  
Zuschauer erfüllte, die nach nüchtern  
Arbeit und Alltag gekommen waren.  
Grotesken einer einmaligen Kunst  
auf sich wirken zu lassen. Dies Kin-  
derbild auf der Bühne, über die eben  
noch grellbemalte Clowns und Jong-  
leure in wilden Sprüngen und Ver-  
rentungen gezogen waren, wirkte wie  
ein kleines Ständchen, wie etwas  
vom harten Leben Unterlirtes.  
In den Clouffestel geschmiedet, spielte  
Andrea ihre Träumereien. Eine weh-  
mütig aufschauende Welt von junger  
Schnulch. Es war, als käme diese  
kinderhafte Hilflosigkeit beim Geigen-  
spiel das fremde, große Publikum im  
dunklen Raden des Zuschauerraumes  
um Gnade für ihre Jugend. Der  
rote, frische Mund schien in seinem  
versunkenen Lächeln die ihr fremde  
Welt der Erwachsenen um Beifall zu  
bitten. Nur die Augen schwarz und  
in ihrer Tiefe erglühend, blickten  
ernst. In ruhig gewordener Traurig-  
keit leuchteten sie in seltsamen Gegen-  
satz zu dem lachenden Gesicht.  
Der letzte heisse Ton dieser him-  
melshohen Träumerei verlor sich  
Andreas Geige. Von Hunderten von  
Händen rauschte der Beifall zu dem  
Mädchen empor. Die Geige sank auf  
die Knie, das Köpfchen nieder und  
grüßte und dankte, daß die goldblon-  
den Kinderlocken um das heiße Ge-  
sichtchen tollten. In den Sessel ge-  
schmiegt, setzte das Wunderkind zu  
neuem Spiel an. Ein Zigeunerlied  
riß die Zuhörer in immer wildere Be-  
geisterung.  
Als der Vorhang endgültig fiel, er-  
hob sich Andrea mit müder Bewegung  
aus ihrem Sessel. Schon schoben die  
Diener die Käfige eines Dompteurs  
für die nächste Attraktion auf narren-  
tenden Rollen über die Bretter. An-  
drea wandte sich um. Halbgeschlos-  
senes Augen schreift sie durch eine ebe-  
netrierte raumgebende Artisennguppe  
nach ihrer Garderobe.  
Dort gab sie Anselm die Hand. Er  
nahm ihr die Geige ab und bettete sie  
sorgsam in den schwarzen Samt-  
kasten.  
„Gehen wir heute aus, Andrea?“  
Ein bittender Blick, von dem sie  
wußte, daß er die Gewährung be-  
deute, war die Antwort.  
„Also gut, dann schide ich Dir  
gleich Deine Garderobe.“  
Diese kam, wie allabendlich den  
Arm voller Blumensträuße und seiner  
Patete. Nichts war die Geigen-  
spielerin die Gaben auf einen unvor-  
bestimmten Schmuckstück. Im Garde-  
robenhang schrie die elektrische  
Klingel des artistischen Leiters. An-  
drea knippte das grellrote Ledervand  
aus der blonden Haardrucht.  
„Vorwärts, Frau Kullin, ich habe  
heute gar keine Zeit!“ rief die junge  
Künstlerin.  
„Wie immer!“ höhnte resigniert die  
Garderobiere, bereits beschäftigt, zwei  
schneeweiße Atlasstücken von den  
zierlichen Goldschuhen abzuhängen.  
„Heber eine teuremaste Kaputtstrolche  
schreit Andrea am Arme Anselm.  
Ein hafter Frühlingswind hatte

längst dem Winter ein vorzeitiges  
Ende bereitet. Fast schien es, als  
ströme schon der Atem junggrünender  
Matten in die hohen, nachtraufenden  
Straßen.  
In einem palastartig beleuchteten  
Großcafé schmiegte sich Andrea in die  
tiefste Ecke eines roten Plüschsofhas.  
Anselm hielt ihre Hände fest um-  
schlossen. Eine Welle schwiegen sie  
beide. Licht und Lachen und Walzer-  
gewir harter Geigen nahmen die  
Sinne rauchförmlich gefangen. Men-  
schen kamen und gingen. Ein Kellner  
klappete mit einem Nadelstößel auf die  
Steinplatte des kleinen runden Tisches.  
An dem Mädchen schienen all diese  
kleinen Ereignisse wie eine Pantomime  
stumm vorüberzuwandern, als wären  
Nebel an ihren Augen vorüber. Erst  
als die kleine Violintopfe ein Volks-  
lied spielte, als die schlichten, tiefen  
Töne, wie ein Dorfkind einfach, in  
den läulenegetragenen, goldbronze-  
verzierten Raum traten, hob Andrea das  
kleine Köpfchen von der Schulter An-  
selms.  
„Glaubst Du nun nach dem heuti-  
gen Abend auch noch immer, daß ich  
Beifall weiter nichts als Mitleid ist?“  
„Nein“, es, wie Du wußt, Andrea,  
Beiwunderung für eine Kinderleistung,  
Freude am Kontrast, und für Dich,  
ich kann's nicht ändern, ein klein  
wenig Mitleid.“  
„Ich bin kein Kind mehr!“  
„Gewiß nicht! Mit 17 Jahren ist  
man kein Kind mehr. Aber auf der  
Bühne bist Du's noch. In Deinem  
Kinderleidchen, mit Deinem Kopf-  
niden, Deinem Spiel.“  
„Mein Spiel ist nicht kindlich!“  
„Aber auch keine Kunst!“  
„Und was ist das, was Du den  
Leuten bietest?“ Ist das etwa  
Kunst?“  
„Zirkuskunst! Ja — Leider!“  
Andrea schwieg, und auch Anselm  
blickte nur vor sich hin.  
Das alte Volkslied klang aus. Die  
Uhr rief über Mitternacht. Nur  
noch wenige Worte wurden zwischen  
den beiden gewechselt. Endlich hob  
sich Anselm. Er begabte den Kell-  
ner.  
„Komm, Andrea, heut finden wir  
das rechte Wort nicht mehr!“  
Das Mädchen fühlte den schmerz-  
lichen Klang, der durch seine Stimme  
gitterte.  
Auf der Straße schob sie ihre Hand  
unter seinen Arm.  
„Sei gut, Anselm!“  
„Erfülle mir eine Bitte, Kind, ich  
bitte Dich selten um etwas. Eine  
große Bitte. Komm morgen zeitig  
mit mir vor die Stadt. Früh, wenn  
die Sonne aufgeht. Du kannst dann  
morgen zu einer anderen Zeit schlaf-  
en.“  
„Und was wollen wir da?“  
„Das lag nur meine Sorge sein!  
Du kommst, Andrea?“  
„Ja.“  
„Ueber Nacht war dann wirklich der  
Frühling gekommen. Zeitiger als  
sonst hatte sich die Sonne erhoben, im  
Bewußtsein der Fülle der Arbeit, die  
sie in Feld und Wald und Menschen-  
bergen zu leisten hatte. Sie stand  
schon hoch am Himmel, als die beiden  
jungen Wanderer die letzten Häuser  
der Stadt hinter sich ließen. Ihr  
Weg führte sie an einem Erlebrück  
entlang. Allmählich verblaßte das  
surrende Geräusch der Großstadt.  
Freier wurde die Luft, von Sonnen-  
wärme durchströmt.  
„Siehst Du“, sagte Anselm, so  
jung haben wir den Tag lange nicht  
gesehen.“  
„Und so schön.“  
„Wir Nachzügler, wir!“  
Sie blickten an einem Busch stehen,  
der, ganz und gar von Tauperlen  
überfüllt, in der Sonne glitzerte und  
blinnte.  
„Ob in mein Haar auch soviel Per-  
len kommen, wenn ich den Hut ab-  
nehme?“  
Er lachte. „Versuchs doch!“  
Da hing sie den einfachen Hut an  
einem Nagel an den Arm. Die kurz-  
gehaltenen Locken gaben ihrem Gesicht  
etwas knabenhaft Mutiges. Langsam  
schritten sie weiter.  
„Du wußt nun wissen, was ich Dir  
erzählen will?“  
„Ja, richtig!“ Die Geigenpielerin  
hatte in der Pracht des frühen Mor-  
gens fast vergessen, warum sie An-  
selm heute so zeitig gewandt.  
„Wir haben Engagementsschwierig-  
keiten?“  
„Ja, Andrea! Man will die hohen  
Summen für das kleine Wunderkind  
nicht mehr bezahlen.“  
„Und warum?“  
„Weil das Wunderkind kein Kind  
mehr ist!“  
Andrea sagte darauf nichts. Der  
Blick am Boden schritten beide Mann.  
„Was soll nun werden? Jetzt schon  
singt die Geige an zu fallen. Und  
dann kommen die Jahre und das  
Alter und die Zukunft. — Was soll  
dann werden?“

„Ich will zur Bühne, Anselm! Zu  
einer großen Oper!“  
„Dazu kannst Du zu wenig. Und  
das Geld zur Ausbildung?“  
„Es wird sich finden. Ich will  
Tag und Nacht arbeiten. Dann wird  
es schon gehen.“  
„Geld findet sich nicht so leicht.  
Aber wenn Du glaubst? Ich habe  
auch noch ein paar Ersparnisse, die  
Dir über die erste Not hinweghelfen  
werden. Die geb' ich Dir natürlich  
mit.“  
„Und Du, Du kommst nicht mit?“  
„Was soll ich noch da bei Dir?“  
„Anselm!“  
„Es klang traurig und bittend zu-  
gleich.“  
„Was wirst Du da ohne mich an-  
fangen?“  
„Ich werde Bühne Bühne sein las-  
sen! Ihr Lachen über mich ist wie  
ein Peitschenhieb, wie Hohn! Ja,  
Andrea, ich hab's nicht länger aus.  
Ich bin jung und stark und — er  
sah nicht gleich das rechte Wort, —  
stark bin ich, Andrea! Ich werde ein  
Mensch! Wie all die anderen, die  
jeden Morgen froh und mutig an ihre  
Arbeit gehen. — Sieh nur, wie dort  
drüben die große Stadt aufwacht, wie  
ein Räderwerk, das langsam, aber  
ebern in Gang kommt. Wie die  
Schote tauchen, die Arbeit almet, wie  
alles zum Leben drängt und die Pulse  
ihn entgegenschlagen. — Komm, ein-  
sam wird's hier, wie ein Feiertag ohne  
Fug und Recht. Laß uns zur Stadt  
gehen. Belauschen und beneiden will  
ich sie, die gerade und ehrlich an ihr  
Tagewort schreiten, für die die Sonne  
aufgegangen ist, die junge Morgen-  
sonne, die Dein blaues Gesicht kaum  
noch kennt. — Komm, Andrea, bleib  
bei mir. Du wirst dort nicht glück-  
lich. Ich will für Dich arbeiten!“  
„Anselm! — Und meine Träume?“  
„Alle meine liebsten, schönen Träume?“  
„Das Leben ist hart und braucht  
Deine Träume nicht. Und die Men-  
schen sind hart und brauchen die  
Traumkinde nicht. Sie verstehen  
sich nicht auf Träume und Deine  
Geige.“  
Sie schritten die Stadt zu.  
Der letzte Morgenhauch hob sich frei  
in großen, sonnenrostenen Schwaden  
über das feinerne Häusermeer, in dem  
es voll von Leben wogte und brannte.  
Aneinander vorüber hasteten die Men-  
schen. Und doch wich ein jeder dem  
andern aus, als achte er auf seinen  
Weg und seine Arbeit. Erst wollte  
es den beiden scheinen, als drückten  
die hohen Hauswände mit ihrer fei-  
nernen Startheit und der Wucht ihrer  
Unbeweglichkeit. Aber dann kam ein  
Sonnenschein und Himmelsgrüße von  
Hauswand und Fensterscheiben und  
irgendwoher aus der Tiefe des feiner-  
nen Meeres ein rauschendes Rauschen-  
läuten, wie ein Mahnruf des Glücks.  
Da war es Andrea, es müßte sie die  
Arme weit in die blauerde Frühlings-  
luft reden, das große, traumhafte  
Glück ihres Lebens zu empfangen.  
Mit sonnenhaften Kinderaugen  
blickte Andrea zu Anselm empor, als  
zu einem, der sie zum Glück führen  
sollte, und sei es selbst in kesselernder  
Marschschritt hinter sonnenblin-  
denen Scheiben. Tief atmete sie die  
warme, weiche Luft. Irgegendwo  
würde das Glück schon wohnen, wür-  
de ihre Wunderträume eines Tages  
in Erfüllung gehen. Man müßte es  
nur suchen, das starke, junge Glück,  
hier und dort, gleichviel. —  
„Ja, Anselm! Es wird sich finden  
lassen! Das Glück. Mein Glück!“  
Da nahm er dankbar ihre Hand.  
Noch immer trug sie den Hut in  
träumerischer Verunsicherung am Arm.  
„So wird mein Wunderkind ein  
richtiger, tapferer Mensch!“  
„Ja, Anselm! Das will ich wer-  
den!“  
— Im Joren. — Vater (zu sei-  
nem Sohn): Ich habe dir eine gute  
Erziehung angedehnt lassen und al-  
les getan, um aus dir einen brauch-  
baren Mann zu machen, und was ist  
die Frucht meiner Bemühungen? —  
Doch Du ein Fräuchtl geworden  
bist!  
— Erstaunlich. Herr: „Bild  
es in Afrika auch Springel?“  
„Afrikareisender?“, Nein, dort wer-  
den Krokodile und Haiische mari-  
niert, von denen ein einziger für  
ein ganzes betrunkenes Regentorff  
hinreicht.“  
— Rein Frauenfreund. —  
„Die Lehrerin“, sagt die Mutter vor-  
wurswollt, „betragt dich über dich; im  
letzten Monat hast du keine einzige  
Aufgabe richtig gelöst. Wie kommt  
das?“  
„Ach“, entgegnete das Mädchen,  
„wenn ich keine Fehler mache, gibt es  
immer einen Ruh.“  
— So leben wir, so leben wir alle  
Tage.“ song der Obermann, da prü-  
gelte er sich mit seiner Frau.